Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Nachtkampf in Wirballen.

Aus der Masurenschlacht.

Brennende Dörfer als Wegweiser für die fliehenden Russen.

In der Nacht zum 10. Februar hatte das . . . Infanterie-Regiment in Groß-Augusten Quartier bezogen, aber Niemand dachte an Nachtruhe. Es galt, so schnell wie möglich an den Feind zu kommen, ihn zu werfen und seine Vorräthe zu erbeuten. Der Kriegsberichterstatter Rudolf von Koschützki berichtet nun: „Vorwärts also, den Affen auf den Rücken, und losmarschirt. Dort hinter der schneebedeckten Fläche irgendwo werden wir auf ihn stoßen. Wären wir nur erst da! Es ist 4 Uhr Morgens, der Tag noch ein paar Stunden entfernt. Und nun wird marschirt, Stunde um Stunde, Kilometer um Kilometer. Es wird Mittag, der Abend naht . . . .

Eine kurze Rast, dann weiter, immer weiter! Trotz der eisigen Kälte läuft der Schweiß unter dem Helm hervor. Der Rücken ist wie gelähmt, der Kopf denkt nicht mehr, man versucht, den qualvollen Zustand zu vergessen, das Gefühl auszusperren. Nur einen Fuß vor den andern, einen vor den andern . . . . Einmal wird es ein Ende nehmen, es hat noch immer alles ein Ende gefunden, Hunger, Müdigkeit, Schmerzen — — alles.

Sie überschreiten die russische Grenze, die neue Nacht sinkt über das Land — nicht dämmergrau wie die vorige, sondern roth, feuerroth! Je weiter die Sonne unter den Horizont sinkt, desto mehr röthet sich der Himmel, desto mehr brennende Ortschaften kann das Auge unterscheiden. Und die Augen blicken in den Flammenschein, die Gedanken beginnen beginnen sich zu regen . . . . es ist fast, als würde der Tornister ein wenig leichter, der Hunger etwas weniger fühlbar . . . . „seht mal, wie viel Dörfer brennen, wie viele, man kann sie fast nicht zählen!" Sie zählen aber dennoch; das ganze Regiment zählt . . . acht, zehn, zwölf, fünfzehn . . . . immer mehr . . . . dort ist noch eins; auch da links. Und dahinter geht gerade ein Haus in Flammen auf. . . . das nicht in Rußland? Sind die Menschen denn verrückt geworden, daß sie sogar ihre eigenen Dörfer anzünden? Sie zählen und zählen, immer wieder entdecken sie einen neuen Brand. Zuletzt wissen sie's genau; vierundzwanzig Orte stehen in Flammen, vier davon in Rußland. Und auch das wissen sie zuletzt, weshalb diese russischen Dörfer brennen. Es sind Rückzugsfanale, Wegweiser für die Versprengten, Verwundeten, damit sie ihr Ziel nicht verfehlen . . . . Und zwischen den riesigen Brandfackeln und hinter ihnen das Aufblitzen der Geschütze . . . . ein unaufhörliches Krachen und Rollen hallt in die betäubten Sinne . . . . Und immer noch marschiren, Schritt vor Schritt, Schritt vor Schritt . . . . ist denn das ganze Leben nichts weiter mehr als marschiren? Wie lange denn schon — zwölf Stunden, vierzehn, sechzehn — achtzehn, bei Gott, achtzehn Stunden! Um vier ausmarschirt, jetzt ist es zehn . . .

Die Haltestelle in Kibarty wird besetzt. Dann der Vormarsch nach Wirballen fortgesetzt. Er bleibt nicht unbemerkt. Der Feind schießt Leuchtkugeln herüber, die den Weg mit Licht überstrahlen. „Die Adjutanten zum Divisionskommandeur!" Er ist in dem kleinen Gehöft drüben. Bald sind sie mit dem Befehl zurück: „Wirballen sofort angreifen und im Sturm nehmen!"

Wir haben zwar nichts im Magen außer den 62 Kilometer Marsch, genau 62, aber das kriegen wir noch fertig. Das erste Bataillon wird auf den Friedhof angesetzt, das zweite auf den Osttheil der Stadt, das dritte ist nicht anwesend.

Das zweite Bataillon schwenkt links ab, macht einen Bogen rechts um die Stadt herum, während aus den vorgeschobenen Häusern die ersten Schüsse fallen. Sie werden nicht erwidert. Die Kompagnien marschiren auf, eine schwache Schützenlinie voran, geht es in geschlossener Kolonne in die Stadt. Jetzt krachen die Schüsse aus allen Fenstern, von allen Dächern. Vom Kirchthurm herab knackt ein Maschinengewehr. Immer in die geschlossenen Kolonnen. Das Feuer wird nicht erwidert. Die Gewehre sind entladen. Mit der blanken Waffe gehen wir euch zu Leibe. Es ist uns nicht mehr zum Knallen zumuthe.

Die fünfte Kompagnie kann nicht vorwärts. Vorn ballt es sich schon um die ersten Häuser. Ruhe ihr Leute; in der Nacht treffen die Kugeln nicht so oft. Oberleutnant v. L. führt die Fünfte. Vorwärts da vorn! Luft gemacht, wir sind auch noch da! Weiter, weiter! Endlich schiebt sich der Knäuel vorwärts, man kommt in die Straßen, in die Häuser. Hände hoch! Die Taschenlämpchen leuchten in die Winkel, die Stiegen hinauf, in den Keller hinab. Hier fliegen die Arme zum Himmel, schon vor dem Zuruf, da kracht ein Schuß. Das Bajonett fährt wie ein kurzer Blitz durch den niedrigen Raum; die Läufe prallen zusammen, ein Kolben saust herab als letztes Wort. Wer nicht hören kann, muß fühlen. Wir sind lange genug gelaufen, haben nicht Lust, bis zum hellen Morgen mit leerem Magen uns herumzuschlagen.

Aber es sind zuviel Häuser in der Straße, zuviel Räume in den Häusern. Das Bataillon muß jetzt herumgreifen, den Südtheil des Ortes nehmen. Das andere Bataillon hat alle Hände voll mit dem Kirchhof zu thun. Im Süden des Städtchens sind sie zäher. Die Kugeln [illegible]

[illegible] Umgebung blicken nach dem Scheunendach hinüber. Der Russe fällt im Feuer; mit ein Sack voll Rüben rollt er das Dach herab und schlägt schwer auf die Straße. Gleich geht es vorwärts. Der Schuß hat gesessen.

Mitten in dem harten Streiten ein rührendes Bild. Herr v. L. tritt in ein Haus, aus dem Licht schimmert. Mitten im Zimmer liegt ein Russe in einer Blutlache. Ein Kriegsstück hat die Arterie getroffen. Vor ihm kniet ein deutscher Soldat; er hat die Wunde freigemacht und verbindet sie mit dem Verbandzeug, das jeder für den eigenen Nothfall im Rockfutter eingenäht trägt.

Am Ostende der Stadt sind Abtheilungen mit dem Ausheben von Schützengräben beschäftigt. Es muß für alle Fälle gegen einen Angriff am Morgen gesichert werden. Der Kampf läßt nach; nur selten noch hallt ein Schuß in das Sausen des Windes.

2531 Gefangene hat das Regiment gemacht, 15 Offiziere und ein Maschinengewehr, nicht gerechnet Pferde, Munition, Bagagen, den Liebesgabenzug und was sonst die Beutekommission noch einheimsen mag. Schlafen, Schlafen! Um zwei geht es weiter; und ein paar Tage später liegen sie im russischen Walde, auf 20 Schritt im feindlichen Feuer, von 8 Uhr Abends bis 9 Uhr früh. Ach ihr Freunde! Ich glaube, ihr habt noch immer keine rechte Vorstellung, was diese Braven für's Vaterland leisten und leiden."

Die Gelehrten im Kriege.

Professor Dr. Walter Jellinek, der Kieler Staatsrechtslehrer, steht als Kolonnenführer bei der Feldartillerie. Geheimrath Gustav Lang, der hannoversche Professor für Baustofflehre, ist Oberleutnant. Prof. Dr. Alfred Lohmann, Privatdozent für Physiologie in Marburg, ist Stabsarzt bei der Fußartillerie. Der Freiburger Physiologe, Professor Dr. Mangold, ist ebenfalls als Stabsarzt eingetreten. Dr. Wilhelm Ohr, Privatdozent für Geschichte in Frankfurt a. M., ist Oberleutnant und Kompagnieführer im Landsturm. Dr. Eduard Pauli, Privatdozent für Physik in Jena, hat es als Kriegsfreiwilliger zum Gefreiten gebracht. Professor Dr. H. Philipp, der Greifswalder Geologe, ist als Kriegsfreiwilliger in Stralsund eingetreten. Professor Dr. Hans Stille, der Göttinger Geograph, ist Leutnant der Reserve.

* * *

Elektromagnet in der Kriegschirurgie.

Das medizinische Anwendungsgebiet der Elektromagnete, das sich bisher auf die Entfernung von Eisensplittern aus den Augen beschränkte, hat durch den Krieg eine interessante Erweiterung erfahren. Nach einem Vortrag, der kürzlich vor der Pariser Akademie der Wissenschaften gehalten wurde, ist es nämlich gelungen, Kugeln auf elektromagnetischem Wege aus dem Körper von Verwundeten zu entfernen. Natürlich ist das Verfahren nur bei solchen Geschossen anwendbar, die einen Mantel aus magnetischem Material, also aus Stahl oder Nickelstahl, besitzen und nicht allzutief unter der Körperoberfläche liegen. Werden derartige Geschosse, die sich beispielsweise in einer Muskelschicht festgesetzt haben, der Einwirkung eines sehr kräftigen Elektromagneten ausgesetzt, so steigen sie unter dem Einfluß des Magnetfeldes langsam gegen die Körperoberfläche auf. Dabei verursachen sie eigenartige Schmerzen, die ihre Gegenwart verrathen. Nähert sich die Kugel der Außenhaut, so schwillt die betreffende Stelle an. Die Kugel kann dann durch einen einfachen Einschnitt leicht entfernt werden.

* * *

Die Hinrichtung Sattlers.

Ueber die Erschießung des Deutschen W. Sattler, der wegen Spionage zum Tode verurtheilt und dessen Revisionsgesuch verworfen worden war, berichten Bordeaux'er Blätter: Die Erschießung fand auf dem Gelände der Umgegend der Stadt statt. Eine Kompagnie des 7. Kolonialregiments war dazu abkommandirt worden. Sattler, der im Automobil zum Platz gefahren wurde, war äußerst gefaßt und schritt festen Schrittes an die ihm bezeichnete Stelle. Er ließ sich die Augen nicht verbinden und rief den Schützen zu: „Schießt gut!" Die Gewehre krachten los und Sattler war oberhalb der Brust getroffen.

* * *

Der montenegrinische Kronprinz.

Der Kronprinz von Montenegro liegt hoffnungslos krank darnieder. Die Gesundheit des jetzt dreiundvierzigjährigen Kronprinzen Danilo, der seit fünfzehn Jahren mit der mecklenburgischen Prinzessin Jutta (Militza) in kinderloser Ehe verheirathet ist, ist schon seit Jahren keine feste. Fast jedes Jahr pflegte er zu Kurzwecken ausländische Plätze aufzusuchen. Aus diesem Grunde und auch wegen seiner geringen Beliebtheit beim eigenen Volke war schon wiederholt davon die Rede gewesen, daß es zu einer Aenderung der Thronfolgeordnung zu Gunsten seines um acht Jahre jüngeren Bruders Mirko kommen werde.

Am Bosporus. Oben: Die Dardanellen aus der Vogelschau.

Die Dardanellen.

Von einem gelegentlichen Mitarbeiter.

Im äußersten Winkel des Südostens Europas, wo der Occident und Orient sich scheiden, in der engen Wasserstraße der Dardanellen, tobt jetzt ein Kampf, der an die größten Ereignisse der Weltgeschichte erinnert. Xerxes und Alexander der Große haben zuerst große Armeen über den Hellespont, jetzt Dardanellen genannt, übergesetzt. In den letzten fünf Jahrhunderten waren die Dardanellen nicht weniger der Schauplatz großer welthistorischer Ereignisse, wie im grauen Alterthum.

Im Jahre 1356 überschritten die Türken diese Meerenge, setzten sich in Konstantinopel fest und errichteten auf dem Trümmerhaufen des alten byzantinischen Reiches ein neues großes Reich, das eine Zeit lang die ganze westeuropäische Staatenwelt bedrohte. Peter der Große erkannte die strategische, kommerzielle und politische Wichtigkeit des Dardanellen-Besitzes und vermachte seinem Volk — wenn auch nicht den Besitz — so doch das Streben, die Dardanellen zu erobern. 1777 versuchte eine russische Flotte unter dem in russischen Diensten stehenden englischen Admiral Elphinston die Dardanellen zu forziren. Das aus sieben Kriegsschiffen bestehende Geschwader gelangte aber nur bis zu den ersten Forts und mußte seinen Rückzug antreten. Am 19. Februar 1807 gelang es allerdings dem englischen Admiral Duckworth in die Dardanellen einzudringen und fast bis vor Konstantinopel zu kommen. Aber auch er mußte unverrichteter Dinge zurückkehren, weil die Türken ihm eine Falle gestellt hatten und er sah sich, als er schon sein Ziel erreicht zu haben glaubte, von den Türken eingeschlossen. Unter großen Verlusten war es ihm gelungen, das Aegäische Meer zu erreichen.

Die Dardanellen sind von jeher von den größten europäischen Staatsmännern und Strategen als politisch und strategisch wichtigsten Punkt der Welt betrachtet worden. Da Rußland aber danach trachtete, die Dardanellen und Konstantinopel zu erobern, war Englands Politik in den letzten 200 Jahren eine nothwendig Rußland feindliche. England konnte nicht zugeben, daß Rußland von Konstantinopel aus nicht nur den ganzen Balkan beherrschte, sondern auch das südliche Mittelmeer unter seine Herrschaft bringt. Zudem führt der Weg nach Indien über Konstantinopel. England hat es verstanden, die Türken auf eine Sperrung der Dardanellen für nichttürkische Kriegsschiffe zu verpflichten. In allen großen europäischen Verträgen von 1808, 1841, 1856, 1871 und 1878 ist diese Verpflichtung für die Türken bestätigt worden. Es nimmt sich daher sehr komisch aus, wenn heute England im Bunde mit Rußland gegen die Türkei kämpft und weiter im Bunde mit Rußland die Dardanellen zu forziren sucht. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Konstantinopel zum Ruin der Triple Entente werden wird, wie es zum Ruin das Balkan-Bundes geworden ist. Als Ferdinand von Bulgarien gerade dabei war, die Tschataldja-Linie zu sprengen, um an der Spitze seiner siegreichen Armee in Konstantinopel einzuziehen, ging ihm von Nikolaus II. ein persönliches Schreiben zu, in dem der Bulgaren-Zar gewarnt wird, nicht das zukünftige russische Zarograd (so nennen die Russen Konstantinopel) zu erobern.

Es ist noch jetzt nicht ausgeschlossen, daß, wenn es den Alliirten gelänge, die Dardanellen zu forziren, die Frage des zukünftigen Besitzes von Konstantinopel zu Zwistigkeiten zwischen den Alliirten führen und so das Ende der Triple Entente werden könne. Aber bis die Alliirten die Dardanellen forziren, wird noch mancher Tropfen in die starke doppelte Strömung jener Meerenge fließen.

Die Dardanellen bilden nicht nur eine starke natürliche Festung, sondern aus ihren Felswänden lugen so viele Kanonen heraus, daß die stärkste Flotte der Welt das größte Risiko einsetzt, wenn sie es ernstlich versucht, in diese todspeienden Felsenwände durchzudringen. Die ganze Meeresstraße ist 65 Kilometer lang und 5 bis 6 Kilometer breit. An der schmalsten Stelle ist sie aber nur 1900 Meter breit. Dazu zieht sich eine starke doppelte Strömung durch die Dardanellen, die speziell für das Säen von Minen sehr vortheilhaft ist. Die beiden Fortsreihen der Dardanellen sind in drei Gruppen eingetheilt und mit den stärksten Geschützen armirt. Natürlich giebt es auch da ältere Forts, die weniger widerstandsfähig sind und starke Forts, die als uneinnehmbar gelten. Die am Eingange sich befindenden Forts Sadi-Bar und Tschernak-Kalessi, jetzt auch Kales Sultanjeh genannt, sind von Muhamed IV. in 1462 erbaut worden, aber dann im Laufe der Zeit vielfach umgebaut. Im Jahre 1659 erbaute der Groß-Vezier Achmed Coprelli zwei Dardanellen-Schlösser: Kulukul am Eingang der Dardanellen und Kili-Bar in der Enge, die als die zwei mächtigsten Forts gelten. An diese befestigten Schlösser — Karemäli genannt — reihen sich Befestigungen, die im Laufe der Zeit auf Anrathen Englands errichtet wurden und mit allen modernen Mitteln ausgestattet sind. Alle Fortifikationen zu beiden Seiten der engen Wasserstraße sind in drei Gruppen eingetheilt:

Die erste Gruppe umfaßt das Schloß Sadi-Bar mit etwa 60—70 Kanonen, zweitens Arogra mit 16 schweren Geschützen und drittens Kulukul mit den dazu gehörigen Batterien und 10 schweren Geschützen armirt. Der Eingang wird also von etwa 100 Geschützen vertheidigt.

Die zweite Gruppe umfaßt die in der Enge auf europäischer Seite sich befindende Festung Aerki-Hisanlik mit 32 Geschützen und Keppis mit 29 Geschützen.

Die dritte Gruppe umfaßt die Forts zwischen Tschanak und Nagaro, insbesondere das moderne Fort Namaga Quija mit etwa 36 Geschützen, ferner die Batterien Degirmen Burnum (13 Geschütze) und die Batterien im Zentrum des Schlosses Medos mit 30 Geschützen. Hinzu kommen noch die zwei starken Batterien [illegible] über 1000 Kanonen und Mörser.

Zum Schutze gegen Landangriffe sind auf der asiatischen Seite Schanzen errichtet und auf europäischer Seite Feldbatterien und Forts angelegt, die jetzt von einer Viertelmillion Mann vertheidigt werden.

Man sieht aus diesen kurzen Angaben, wie schwierig die Forcirung der Dardanellen sich gestalten muß. Dabei darf man nicht übersehen, daß seit 1913 eine deutsche Militär-Mission mit General Liman von Sanders an der Spitze in der Türkei thätig ist und daß in den letzten zwei Jahren sicherlich von dieser Seite viel gethan wurde, um die Dardanellen-Festungen in Stand zu setzen und sie gut zu armiren. Nach der Aussage militärischer Sachverständiger, die Gelegenheit hatten, in den letzten Jahren die Arbeiten in den Dardanellen zu sehen, ist eine Forcirung dieser Meerenge, die das Marmara-Meer mit dem Aegäischen Meer verbindet, ein Ding der Unmöglichkeit, und diejenigen dürften Recht behalten, die behaupten, daß das Bombardement der Dardanellen mehr politische als strategische Zwecke verfolgt.

Die Alpenjäger in Ferien.

„Du dummer Kaib".

Wie die Franzosen die Gutmüthigkeit der Deutschen mißbrauchten.

Ein nettes Geschichtchen, das übrigens auch seine ernste Seite hat, wird aus einer Ortschaft in der Nähe von Gebweiler erzählt.

In einer Wirthschaft des Ortes, der mitten in den Vogesen gelegen ist, kehrt eines Tages ein junger, flotter französischer Jägeroffizier ein. Die Franzosen hatten kurz vorher die Ortschaft besetzt. „Du vin et du fromage, s'il vous plaît!" ruft er in das Wirthschaftszimmer hinein. Die Wirthin bringt ihm das Verlangte. Plötzlich stutzt sie. „Das Gesicht sollte ich kennen! Du, Alter," flüstert sie zu ihrem Manne, „wenn das kein französischer Offizier wäre, ich thät schwören, es ist der Norddeutsche, den wir 's letzte Jahr hier hatten." Je länger sie hinschaut, um so sicherer wird sie allmählich, daß es doch der „Norddeutsche" ist. „Sie", sagt sie auf gut deutsch zu dem Alpenjäger, „waren Sie nicht letztes Jahr drei Wochen bei uns?" Er schüttelt den Kopf: „Nix deutsch!" „Na nu!" meint die brave Alte, „das ist doch zu dumm! Sie sind es gewesen und kein anderer. Sie waren angezogen wie ein „Ditscher". Sie hatten einen grünen Lodenrock und einen grünen Hut mit dem bekannten „Rasierpinsel" drauf. Machen Sie mir doch nichts vor!" Schließlich verzieht sich das Gesicht des Franzosen. Er trinkt aus, bezahlt und sagt in tadellosem Deutsch: „Sie könnten wohl recht haben!" Und weg war er, während Wirth und Wirthin sich halb erzürnt, halb belustigt ansahen.

Es war in der That der Gast des letzten Sommers. Wer hätte das gedacht! Drei Wochen war er da. Stramm, schneidig, wie ein preußischer Leutnant. Er trug das typische Touristenkleid, das die Altdeutschen hierzulande tragen und das sich wegen seiner nicht zu leugnenden Unschönheit bei der einheimischen Bevölkerung immer noch nicht eingebürgert hat. Dabei war sein Auftreten einfach unqualifizirbar. Mit seiner schnarrenden Stimme schnauzte er Alle an, die mit ihm zu thun hatten. An allem hatte er zu kritisiren, nichts war ihm gut genug. Das Ganze war ihm „eine verlotterte, schlampige Wirthschaft, wie sie bei uns in Preußen nicht möglich wäre". Manchmal, wenn er seiner Verachtung für die „dreckige elsässische Lotterwirthschaft" allzu starken Ausdruck gab, brummte der eine oder andere Gast in der Wirthsstube: „Warsch doch d'heim bliwe, du dummer Kaib."

In Wirklichkeit war der „Schwob" ein flotter französischer Alpenjäger, der seinen Ferienaufenthalt in einer für sein Vaterland äußerst nutzbringenden Weise verwerthete. Jeden Morgen in der Frühe ging er weg, um erst am Abend heimzukommen. Den ganzen Tag wanderte er in der umliegenden Landschaft umher und lernte so alle Wege und Stege und alle Entfernungen auf genaueste kennen.

Es ist übrigens heute allgemein bekannt, daß die Franzosen eine große Zahl von Offizieren besitzen, die in den Vogesen ganz genau Bescheid wissen. Und zwar sind das nicht etwa bloß solche, die im Elsaß geboren sind, wie der General, der die Alpenjäger im Münsterthal befehligte und der ein geborener Münsterer ist. Meistens sind es Franzosen, die ihre Ferien dazu ausnutzten, sich eine genaue Kenntnis des Grenzgebietes zu verschaffen. In dieser genauen Kenntnis der Oertlichkeiten dürfte wenigstens für einzelne Fälle die Erklärung für gewisse Vorkommnisse liegen, die man auf „Verrath" seitens der Bevölkerung zurückführen zu müssen glaubte. Viele Erfahrungen seit Kriegsbeginn haben Denen recht gegeben, die schon seit langem eine Einschränkung der ungehemmten Bewegungsfreiheit für die französischen Offiziere im Elsaß verlangten.

— Manche Frauen sind wie Glas; nur Diamanten können Eindruck auf sie machen.

Der letzte Leiermann.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Drehorgel und Almosen darf es diesmal für die Krüppel nicht geben.

Leiermann! Das Wort hat einen Klang, der zu Erbarmen und Mitleid unwillkürlich stimmt. Nicht nur dem lustigen Ton, der die anderen ziehenden Musikanten umklingt, die auf den Jahrmärkten klingen und bis zum „Grünen Baum" ihre harmonischen Orgeln durch die Straßen tragen und fahren, erinnert daran. Leiermann — das Wort sucht seine Begriffe — arm, alt, gebrechlich. Und es gehört dazu (schreibt die „Magdeburger Zeitung") ein meist verkümmerter Krüppel mit der verregneten, verblichenen und verstaubten Mütze des Regiments, dessen Siege er einst erkämpft hat, es gehören dazu die Reihe blanker Orden und Ehrenzeichen, die Schlachtenschilder mit dem unvergeßlichen Namen mit Mars la Tour etwa oder Amiens oder Beaune la Rolande. Und es gehört dazu ein kleines zerbrechliches, altersschwaches Instrument, das nur noch mühsam ein Vaterlandslied oder einen Choral sich abquält. Und eine alte zitternde Hand gehört dazu, in die wir unsere Kupferpfennige legen, fast bewußt, daß sich da ein Unrecht mahnend vor uns aufstellt, ein Unrecht, das wir einsehen und doch nicht ändern zu können vermeinten.

Die Erkenntnis des Veteranenelends war uns längst gekommen. Zwar, als wir nach 1871 aus den fünf Milliarden die Riesensumme von 561 Millionen Mark dem Reichs-Invalidenfonds überschrieben, da glaubten wir für alle Zeiten genug gethan zu haben. Wir vermeinten, daß eine bescheidene Rente an die Kriegsbeschädigten des Feldzuges zureichen müsse, um allem Uebel zu steuern. Vielleicht lenkte uns dabei die Erfahrung, daß es die Kämpfer aus weiter zurückliegenden Kriegen ja noch wesentlich schlechter gehabt hatten, daß ihnen der Staat aus Mangel an Mitteln wenig oder nichts hatte geben können und ihnen lediglich den Weg zum verkappten Bettel zu weisen vermochte. Wir haben inzwischen gelernt, daß unser Geben von 1870 des großen Deutschen Reiches noch nicht würdig war. Aber die Erfahrung, die mit der Erschöpfung des Reichs-Invalidenfonds Hand in Hand ging, gab uns weder Mittel noch Möglichkeiten, das Versäumte nachzuholen.

Die Krieger des Kampfes, in dem wir jetzt stehen, sollen es besser haben, wenn ihnen des Krieges unerbittliches Geschick Schaden an ihren Gliedmaßen zufügen sollte. Sie sollen nicht sagen dürfen, daß das Vaterland ihre durch Blut gekrönte Tapferkeit jemals vergessen, daß es sie in Noth darben und verkümmern lassen werde. Freilich, ebensowenig wie wir den armen Leiermann wieder erleben wollen, ebensowenig werden wir etwa künftighin den behäbigen Reichsrentner zu erwarten haben. Das ist ja eine der größten Erfahrungen, die uns im Gefolge der sozialen Gesetzgebung beschieden wurde (umso größer als wir zunächst etwas ganz Anderes erstrebten), daß das Endziel aller Hilfe nicht die Unterstützungen mit Geldmitteln — einmalig oder dauernd — sein soll, sondern die Wiederherstellung des verlorenen Gutes an Arbeitskraft, Arbeitsfähigkeit und Arbeitsmuth. Soweit waren wir freilich 1870 noch nicht, daß wir uns ein solches Ziel hätten stecken dürfen. Erst die erstaunlichen Fortschritte der Chirurgie und der Heilbehandlung überhaupt machten es möglich, die Aufgabe aller Fürsorge für Industrie- und Kriegsgeschädigte letzten Endes in der Wiederherstellung und Ersetzung des Verlorenen zu suchen. Es ist ein Triumph deutscher Organisation in unserer an Organisationsgedanken und Organisationsleistungen so reichen Zeit, daß die gesammte Bewegung, die sich gegenwärtig bereits auf die Beseitigung der Kriegsschäden bei den Kriegstheilnehmern selbst richtet, den Rentengedanken weit zurückgestellt hat und an seine Stelle etwas viel Vollkommeneres gesetzt hat, nämlich die Schaffung frischer, arbeitsfroher und vor allem arbeitsfähiger Menschen.

Heute sind alle die Bedingungen und Erfahrungen vorhanden, die uns im voraus sichern, daß das Ziel erreicht werden kann, und wir erkennen nun, daß es ein erstaunliches Gebilde aus komplizirtesten Bedingungen und Voraussetzungen ist, das an die Stelle der nun einer primitiveren Zeit angehörenden rohen Form der Veteranen-Unterstützung treten wird. Künstliche Glieder werden geschaffen werden, elektrische, chemische, mechanische Behandlungen setzen ein. Anstalten (wir haben ihrer ja so viele) zur Wiederherstellung und zur Genesung nehmen den Vaterlandsvertheidiger auf. Er wird in Bäder geschickt werden oder ins Gebirge. Man wird nicht nur seinen Schaden ausgleichen mit rein materiellen Mitteln, man wird seelisch auf ihn einzuwirken suchen. Man wird ihn nicht plötzlich wieder ins Leben hinausstoßen, sondern man wird ihm die Bahnen glätten, wird bei Arbeitgeberverbänden und Arbeitnehmervereinen vorsorgend einwirken, um freundliche Aufnahme bitten. Man wird ihm besondere Bethätigungsfelder erschließen, wird den, der zur alten Berufsarbeit trotz aller Fürsorge nicht mehr zurückfinden kann, für einen neuen Erwerb vorbereiten, den Handarbeiter vielleicht zur Feder, den Industriearbeiter zum Lande führen. Und man wird so Ergebnisse erreichen, die den vom Unglück Betroffenen vergessen und verschmerzen lernen, die ihn wieder zu einem vollwerthigen Staatsbürger machen. Ihm und uns zunutze. Und erst dort, wo alle ehrliche Arbeit vergeblich sein muß, weil der Kriegsschaden zu schwer gewesen [illegible] Es wird in Zukunft keinen armen Leiermann mehr geben.

Die französischen Verluste.

Aus zuverlässiger Quelle kann über die französischen Verluste in den ersten sechs Kriegsmonaten das folgende gemeldet werden: In einer vom französischen Kriegsministerium angeordneten vorläufig nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Zusammenstellung wird die Zahl der Gefallenen auf rund 290,000, die der Verwundeten auf 700,000 und die der Gefangenen, Vermißten, Deserteure u. s. w. auf 200,000 angegeben. Von den Verwundeten sind etwa 400,000 leicht verletzt, das Kriegsministerium nimmt an, daß ein großer Theil derselben in der Lage sein wird, zur Kampffront zurückzukehren. Der Gesammtverlust der Franzosen in der Zeit vom 1. August bis 1. Februar würde sich somit auf nicht weniger als 1,190,000 Mann stellen, also über ein Drittel der überhaupt verfügbaren Streitkräfte der Republik. Die früher über Genf gekommene Angabe, die 450,000 gefallene Franzosen zu melden wußte, ist jedenfalls übertrieben.

* * *

Die Reichslande und der Krieg.

Wir lesen in der „Straßb. Post" aus Zabern: Welch sonderbare Verhältnisse unser Grenzland bietet, zeigt folgender Fall. Der Sanitätsfeldwebel René Simonet von hier hat das Eiserne Kreuz und das Bayrische Militärverdienstkreuz 2. Klasse erhalten; sein Vater aber, als gebürtiger Franzose, ist zurzeit in Holzminden internirt. — Ferner aus Wasserburg (Kr. Kolmar): Unter dem Verdacht der gemeinen Denuntiation gegen den Lehrer unsres Orts, der daraufhin in französische Gefangenschaft gerieth, wurde der Melker A. J. vom Militär verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis nach Kolmar abgeführt. Zugleich wurde auch die Inhaberin der Posthilfsstelle und öffentlichen Fernsprechstelle in Untersuchungshaft abgeführt, da sie im Verdacht steht, durch Verletzung des Postgeheimnisses die Verhaftung unseres Lehrers befördert zu haben.

* * *

Der deutsche „Seidenwurm".

In einem Artikel über die Kriegführung schreibt der „Matin": Die Deutschen haben sich in ihren Stellungen eingewickelt wie der Seidenwurm in seinen Cocon, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht Seide, sondern Stahl spinnen. Seit einiger Zeit hat ihre Industrie es fertig gebracht, dieses Vertheidigungssystem noch zu vervollkommnen. Unablässig haben sie gearbeitet. Mit Unterstützung ihrer ganzen Industrie haben sie schließlich über das gesammte französische Gebiet einen von dem bisherigen verschiedenen enormen Stacheldraht gespannt, gegen den die schärfste Scheere machtlos ist und den keine Klinge zerschneiden kann. Tonne auf Tonne ist aus Deutschland mit förmlichen Stacheldrahtkabeln gekommen, deren kleinster einen Zentimeter im Durchmesser hat. Sie haben damit ihre Stellungen in Flandern, Artois, in der Champagne, in den Argonnen und Vogesen dicht umgeben. Verborgen hinter diesen ungeheuren Netzen, warten sie gleich der geduldigen Spinne, daß die Franzosen wie sorglose, leichtbeschwingte Fliegen sich hineinstürzen, um sie dann zu tödten oder zu fangen.

* * *

Wohlthun beginnt zuhause.

Das Magistratskollegium in Bamberg hat die Verwendung französischer Gefangener, die der Gärtnerei und Bodenkultur kundig sind, in den Freilandgärtnereien einstimmig abgelehnt. Dabei wurde betont, daß das Gelände bei seiner großen Ausdehnung dafür gar nicht in Betracht gezogen werden könne, während andererseits infolge des freundnachbarlichen Zusammenhelfens der Gärtnerfamilien in der Feldbestellung und da den Schulkindern genügend Dispens ertheilt und ein besonders fühlbarer Mangel an Arbeitskräften nicht vorhanden ist. Den Wittwen und Müttern, die Gatten oder Söhne im Felde verloren haben, soll nach Thunlichkeit durch Erleichterungen, z. B. des Düngerbezugs, entgegengekommen werden.

* * *

Zweites Mobilmachungsgeld.

Die Offiziere und Militärbeamten erhalten mit dem Ausbruch des Krieges das nach dem Rang abgestufte Mobilmachungsgeld. Diese Gelder dienen zur Beschaffung der für den Feldzug nöthigen Ausrüstungsstücke. Die lange Dauer dieses an Strapazen so reichen Krieges hat eine Order des Kaisers zur Folge gehabt, nach welcher dieses Mobilmachungsgeld noch einmal bezahlt wird, mit der Einschränkung, daß über den den Obersten zustehenden Satz nicht hinausgegangen werden soll. Die Generale erhalten damit also nur den Betrag, der dem Obersten zusteht.

* * *

Kriegsbrod in Italien.

Auch in Italien macht sich ein empfindlicher Mangel an Weizenmehl bemerkbar, und so hat sich die Regierung entschlossen, die Herstellung von Kriegsbrod anzuordnen. Aus Rom wird darüber gemeldet: Eine amtliche Verfügung bestimmt, daß vom 22. März ab nur noch eine einzige Sorte Brod mit einer Mischung von 80 Prozent Weizenmehl gebacken werden darf. Dieses Brod entspreche den Anforderungen der Ernährungshygiene und werde einen bemerkenswerth geringeren Verbrauch von Weizen wirken